

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 18

Artikel: Don Jacinto
Autor: Beerli-Tanner, Illa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669392>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

D O N J A C I N T O

«Franziska, morgen fährt mein Mann nach Lima, um die Flugbillets zu bestellen», drängte Mrs. McLean, «Sie sollten sich nun endlich entscheiden, ob Sie mit uns nach Europa zurückkehren wollen, oder . . .»

Den Rest behielt sie taktvoll für sich! Aber das junge Mädchen, das unentschlossen vor ihr stand, erriet, was die Frau verschwiegen hatte: «— oder ob Sie dem Werben Don Jacintos endlich nachgeben wollen. Wie können Sie nur zögern, Sie, die mittellose Fremde, die hier als Hauslehrerin ihr Brot verdient! Alle die jungen Senoritas der Hacienda schauen sich die Augen aus, wenn Don Jacinto auf seinem Schimmel von den Feldern heimreitet. Sie betrachten verstohlen durch die Gardinen sein gebräuntes, straffes Gesicht unter dem Panamahut. Wenn er auch selbst nicht sehr vermöglich ist, so zählt seine Familie doch zu den angesehensten des Landes!»

So mochte die Frau gedacht haben. Franziska aber schwieg. In den Händen hielt sie eine Rose, die sie gedankenverloren von einem Strauch im Garten gebrochen hatte, eine von Mrs. McLeans sorgfältig gehüteten Rosen. Unbewusst zupften ihre Finger die zarten Blätter weg, bis nur noch der Knoten am Stiel ragte. Da schreckte sie auf. Wenn man die gutmütige Mrs. McLean ärgern wollte, musste man nur ihre, dem trockenen Boden abgetrotzten Blumen missachten. Aber die Augen der Frau ruhten mit liebevoller Nachsicht auf dem Mädchen: «Ich begreife Sie, Franziska! Seit Tagen grübeln Sie darüber nach, was hinter der Liebe Don Jacintos stecke. Wie Sie meiner armen Rose ihrer schönen Blätter berauben, so versuchen Sie immer wieder die schönen Worte, die zärtlichen Blicke zu vergessen, um auf den Grund zu dringen. Sie wollen wissen, ob unter der verführerischen Blüte ein Fruchtansatz sich zeige.»

Das Mädchen nickte betroffen. Es griff nach dem Sonnenhut: «Ich möchte noch einige Schritte tun. Bis am Abend werde ich mit mir im Reinen sein.»

Zwischen hohen, abweisenden Gartenmauern führte die Strasse hinaus in die Felder. Schweigen lag über den Mauern, Schweigen über der Strasse. Der tiefe Staub verschluckte den Klang der Schritte. In dem schmalen Streifen blauen Himmels, den die Mauern freiliessen, zogen Aasgeier stumm ihre Kreise. Als Franziska die Mauern hinter sich gelassen hatte und zwischen den hohen, erntereifen Zuckerrohrfeldern dahinschritt, raschelten die starren Blätter im Winde. Aber dieses papierene Geräusch liess die Stille der Landschaft noch lastender erscheinen. Unaufhörlich fegte der Wind vom Meere her über die Pflanzen, trieb Sand von den Dünen her. Sand brannte in Franziskas Augen, knirschte zwischen den Zähnen. Sie fürchtete zu ersticken. Einmal wieder reine Luft atmen können, den freien Himmel sehen, weit draussen auf der Indianerpyramide! Dann mochte ihr vielleicht Klarheit darüber kommen, was sie Don Jacinto antworten sollte.

Während sie weiter durch den Staub stapfte, kaum auf die Indios achtend, die stumm ihre schwerbeladenen Eselchen vorbetrieben, machte ihr das neugierige Staunen der Indiofrauen erneut ihre Fremdheit in diesem Lande bewusst. In ihren weiten, bunten Röcken, den Säugling in den stickigen, schwarzen Wollshawl gebunden, tappeten sie barfuss durch den Staub. Zwischen den wirren Haarzotteln unter den schmutzigen Panamahüten starrten ihre Augen neugierig auf Franziska.

Eine weisse Senorita allein zu Fuss in den Feldern! War diese Gringa verrückt geworden? «Gringa, Gringa», hallte dieses Schimpfwort für Ausländerinnen in Franziskas Ohren.

Endlich öffnete sich im Zuckerrohr eine Bresche. Franziska schlüpfte hinein. Die Rohre schlugen über ihr zusammen. Sie folgte einem überwachsenen Pfad und blieb endlich aufatmend stehen. Dicht vor ihr stiegen die bröckelnden Stufen einer Erdpyramide zum blauen Himmel empor. Franziska erklimmte die erste Stufe, die weit gegen Norden vorsprang. Zwischen klaffenden Gräbern suchte sie ihren Weg. Schatzgräber hatten die Gebeine längst verstorbener Indianer ans Licht gezerrt, hatten nach Töpfereien und Goldschmuck gewühlt. So sorgfältig Franziska auch ihren Fuss setzte, mürbe Knochenstücke und Topfscherben

knirschten unter ihren Schuhen. Erlöst setzte sie sich endlich auf der obersten Stufe zurecht, zu Füßen eines Kreuzes, dessen papierene Rosen im Winde raschelten. Der Wind strich in Wellen über die Felder, die gleich hinter den Meeresdünen aufgrünten und sich fern am Horizonte verloren. Als einsame Inseln ragten ferne Pyramiden. Im Osten aber, in der Wüste, schlummerten die Ruinen einer versunkenen Indianerstadt, und jenseits der Wüste türmten sich die Vorberge der Anden auf, kahle, ungeformte Felsen, die Geheimnisse von unentdeckten Silberminen und verborgenen Inka-schätzen hütend. Eine weiträumige Landschaft unter einem hohen, ewig blauen Himmel mit einer böse glühenden Sonne! Eine grausame Landschaft! Wer nicht in ihr geboren war, mochte sie nur ertragen, wenn seine Seele gross und stark war. Die andern aber versteckten sich hinter den hohen Mauern ihrer Gärten, klammerten sich an tausend Kleinigkeiten, um nicht an der Fremdheit dieser Landschaft zu zerbrechen. Die aber hier geboren waren, blieben den Eindringlingen fremd wie die schweigenden Berge jenseits der Wüste.

Hier gab es nur einen Ort, wo eine Fremde ihre Heimat finden konnte: das war der kleine Raum, den die Arme eines liebenden Mannes umfassen konnten. Geborgen zwischen starken Armen, vermochte sie dieser feindlichen Welt zu trotzen. Don Jacinto! Seine Liebe würde Mauern bauen! An seiner Hand könnte sie durch dieses neue Leben gehen lernen. Sie müsste sich nicht mehr bedrückt fühlen von den stumm in der Sonne glühenden Bergen und kaum darauf achten, wenn ihr Fuss über Gebeine und Scherben schritt. Nie mehr würde sie das leise Grauen, das sie auf dieser bröckelnden Pyramide beschlich, empfinden!

Sie stand auf und liess noch einmal den Blick schweifen über die Landschaft, die nun wohl bald ihre Heimat werden sollte, sah über die grünen Wellen der Felder. Aber dort, auf jenem schmalen Pfad, von überhängenden Zuckerrohrpflanzen halb versteckt, schimmert es dort nicht weiss? Don Jacintos Schimmel. Weiss schimmert auch das leinene Reitkostüm durch die Blätter. Aber warum nur wandte sich da sein Pferd? Warum trat er nicht hinaus auf den Pfad und winkte ihr mit dem Sombrero? Schon hatte ihn der grüne Ozean der raschelnden Blätter verschlungen.

Er hatte sie also belauscht, hatte gleich allen andern das seltsame Tun der Gringa nicht verstehen können. Auch er hatte mit den Augen dieses fremden Landes auf sie gestarrt, hatte hinter Blät-

tern versteckt zu erraten versucht, was sie allein zu Fuss in den Feldern treiben mochte. Seine Liebe würde keine Mauern um sie bauen!

Es war ihr, der Wind raschle viel unheimlicher in den papierenen Rosen des Kreuzes. Sie hätte sich nicht gewundert, wenn plötzlich die drohende Maske eines verstorbenen indianischen Kriegers nach ihr gestarrt hätte. Aufgeschreckt floh sie von der Pyramide. — Als sie wieder zu Mrs. McLean ins Zimmer trat, atemlos und vom Laufen erschöpft, rief die Frau aus: «Armes Kind! Ich sehe, Sie werden also mit uns reisen!»

Ida Graf

F I F T Y - F I F T Y

Marthe Simms kam mit viel Illusionen, zehn Novellen, einem Roman und drei Komödien nach New York, wo sie bei Frau Bishop, einer freundlichen älteren Witwe, die ihr zwar nicht allzu saubere Bettücher und wenig verdauliche Mahlzeiten gab, dafür aber nicht allzustreng auf pünktliche Bezahlung der Miete pochte, das Zimmer nahm.

Frau Bishop hatte eine Nichte, eine ungefähr vierzigjährige, grosse magere Frau, die oft zu ihr auf Besuch kam. Als Marthe sie einmal fragte, wo sie arbeite, meinte Frau Bishops Nichte: «Bei Stetson & Son, dem bekannten Modehaus!»

«Oh, von dieser Firma habe ich schon oft gehört», sagte Marthe Simms. «In welcher Abteilung arbeiten Sie denn?»